

Ein Gericht, doch nicht das Jüngste

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **34 (1966)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568352>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Gericht, doch nicht das Jüngste

Entdeckung mit zwanzig Jahren

Als ich Robert kennenlernte, waren wir beide knapp zwanzig Jahre alt. Jeden Morgen trafen wir uns, wie auf Verabredung, beim Eingangstor zur Fabrik und beim Nachhausegehen kamen wir stets wieder dort zusammen. Anfangs nickten wir einander nur zu, wie man jemand zu grüssen anfängt, dem man regelmässig an einer bestimmten Stelle begegnet. Allmählich erweiterte sich der Gruss zu einem belanglosen Gespräch und bald waren wir gute Bekannte.

Ich muss gestehen, dass mir die Arbeit in der grossen düsteren Werkhalle, die von Maschinengedröhn erfüllt war und in der das Schmieröl einen durchdringenden Geruch verbreitete, nie besondere Freude gemacht hatte. Nun aber fing ich an, meinem morgendlichen Gang eine angenehme Seite abzugewinnen, ja ich freute mich auf jeden neuen Tag und selbst die eintönigen Handgriffe, die ich viele Stunden lang an meiner Maschine auszuführen hatte, verloren den bedrückenden Beigeschmack alltäglichen Trotts.

Ich legte mir keine Rechenschaft über die Veränderung meines Gemütszustandes ab, doch dass sie irgendwie aus dem Zusammentreffen mit Robert am Fabrikator entsprang, schwante mir dunkel. Einmal kam ich zufällig an Roberts Arbeitsplatz vorbei. Ich bewunderte ihn heimlich, wie er mit geübtem Griff die schweren Gusstücke in die Backen seines Bohrwerkes spannte und dann, wie ein Steuermann, am Handrad drehte.

Von da an stellte ich mir oft vor, auf einem Schiff zu sein, das mich übers Meer irgendeinem fernen Traumland zutrug. Am besten auf dem Schiff gefielen mir die Matrosen. Freilich waren es keine richtigen Matrosen, sondern bloss Arbeiter, die in ihren blauen Werksanzügen und den unternehmungslustig übers Ohr aufgesetzten Mützen etwas von Seeleuten an sich hatten. Wenn wir nach Arbeitsschluss alle zusammen den Dushraum aufsuchten, um uns von Schmutz und Schweiss zu reinigen, bewunderte ich ihre nackten, sehnigen Körper, die das dampfende Wasser mit fröhlichem Rot überschüttete.

Als ich einmal auch Robert dort entdeckte, erschrak ich und wagte zuerst kaum, ihn anzusehen. Aber dann tat ich es doch und verwunderte mich über den seltsamen Gegensatz, den ich an ihm feststellte. Während auf seinem Haupt das blonde Haar nur schütter spriesste, was ihn über seine Jahre reif und männlich erscheinen liess, trachtete die launische Natur diesen Mangel an anderen Stellen seines wohlgebildeten Körpers überreich wettzumachen. Robert war deswegen Gegenstand freundlichen Spottes, doch er lachte dazu, denn ernsthaft wagte ihn niemand zu kränken. In seiner gutmütigen Gelassenheit schlummerte die Kraft unverbrauchter Jugend, die herauszufordern keinem ratsam schien.

Robert kümmerte sich wenig um die anderen. Mich aber zeichnete er durch ein Interesse aus, das mich sehr stolz machte. Ich wunderte mich darüber insgeheim, denn das Wenige, was ich ihm an Wissen voraus haben mochte, zählte kaum gegen seinen Fleiss, seine Ausdauer bei der Arbeit, seine Geschicklichkeit und noch manches andere, worum ich ihn beneidete. Ausserdem hatte ich mir mein Wissen bloss aus Büchern angelesen und es stand keine Erfahrung dahinter.

Auch mit den Frauen erging es mir so. Ich wusste Bescheid, aber ich hatte es bisher noch nie als Mangel empfunden, nicht mitsprechen zu können, wenn meine Altersgenossen mit ihren Erfahrungen prahlten. Robert gehört nicht zu jenen, die

prahlten, obwohl er zu jener Zeit mit einem Mädchen namens Gerda befreundet war. Sie lebte in einer benachbarten Stadt und Robert besuchte sie dort an jedem Wochenende.

«Komm doch einmal mit, Gerda wird dir bestimmt gefallen!», lud er mich wiederholt ein. Ich wollte aber gar nicht, dass Gerda mir gefiele. Es genügte mir vollkommen, dass Robert mir gefiel; also erfand ich immer irgendwelche Ausreden und blieb daheim.

Ich beneidete Robert um jenes Gefühl, das ihn mit der Regelmässigkeit eines Wandelsterns in Gerdas Nähe trieb. Auch in mir war seit geraumer Zeit eine seltsame Bereitschaft, glücklich zu sein, doch wenn ich sie in entsprechende Beziehung zu setzen versuchte, erlosch sie, als hätte ich in einem dunklen Zimmer am falschen Schalter gedreht und statt des erhofften Lichtes kam noch tiefere Dunkelheit . . .

Sonntags, wenn Robert bei Gerda weilte, überfiel mich manchmal mitten in irgendeiner Tätigkeit eine unbegreifliche Traurigkeit. Unrast trieb mich planlos durch die Strassen, wie einen, der etwas sucht, aber nicht weiss was.

Zu denken, dass Robert bei Gerda weilte ohne mich zu vermissen, verletzte mich. Eine Wand schien während seiner Abwesenheit zwischen ihm und mir emporzuwachsen, die unübersteigbar zu werden drohte, wenn ich mir vorstellte, dass er mit einer Frau im Bett lag. War er aber wieder in meiner Nähe, hatte ich alles vergessen und in meinem Kopf setzte sich die Ueberzeugung fest, seine Beziehung zu Gerda basiere auf rein platonischen Empfindungen. Roberts körperliche Entwicklung sprach einer solchen Annahme geradezu Hohn, doch ich wusste von mir selbst, dass sich an jenem gewissen Teil des «corpus» keineswegs ablesen liess, ob einer schon ein Mann war.

Roberts Augen bestärkten in wundersamer Weise meinen Glauben. Man konnte durch sie, wie durch offenstehende Türen, mitten ins Herz dieses grossen männlichen Knaben sehen. Es zeigte sich mir in jener schlichten Keuschheit, die manchen Menschen wie ein guter Geruch anhaftet.

Eines Tages aber wurde mein naiver Glaube tief erschüttert. Es war am ersten Frühlingstag, den wir nach Wochen trüben Wetters erlebten. In der Frühluft lag die Ahnung vom Duft erblühter Wiesen, die Vögel zwitscherten in den Bäumen und selbst in unsere düstere Halle verirrte sich Schwalbengesang. Robert war an diesem Tage gleichfalls verwandelt. Aber im Gegensatz zur Natur! Er, den ich nie betrübt gesehen, erschien mit düsterer Miene, den Kopf gesenkt, die Lippen schmal und zusammengepresst.

«Was ist los mit dir?», fragte ich ihn auf dem Heimweg.

«Was soll los sein?», antwortete er mit einer Gegenfrage und blickte an mir vorbei.

«Ich merke dir das doch an!»

Robert nagte an seiner Unterlippe und sah starr geradeaus.

«Hast du irgendwelche Sorgen, vielleicht mit — Gerda?»

Unbeabsichtigt war der Name des Mädchens über meine Lippen gekommen. Ich bemerkte am leisen Erschrecken Roberts, dass mein Instinkt mir richtig geraten. Einen Augenblick lang sah er mich an. Robert konnte nicht lügen! Hätte er je versucht, sich hinter einer Unwahrheit zu verbergen, seine Augen hätten ihn verraten!

Nun wusste ich zwar, dass zwischen Gerda und ihm irgendetwas nicht stimmte, doch was, wusste ich nicht. Ich zerbrach mir den Kopf darüber, fand aber keine Erklärung. Robert selbst zog es vor, zu schweigen.

Am nächsten Tag schien er den Tiefpunkt seiner Stimmung wieder überwunden zu haben. Wir wichen beide dem Thema aus, wie man manchmal eine unangenehme Sache in der Hoffnung zu ignorieren trachtet, sie werde sich, wenn man ihr nur Zeit lasse, von selbst klären.

Eine Woche später, es war wieder nach dem Tag, den er bei Gerda verbracht hatte, fand ich die Zeichen einer tiefgreifenden Veränderung verstärkt in seine Züge gegraben. Eine Depression schien über der Landschaft seiner Seele zu lasten. Seine Miene war wie von schwerer Sorge umwölkt.

Ich fühlte, dass er mich an seinem Kummer teilhaben lassen wollte, doch eine unbestimmte Scheu verschloss ihm den Mund. Endlich überwand er sich doch und rückte heraus: «Ich weiss nicht, wie ich es dir sagen soll . . . Es ist . . . eine unangenehme Geschichte, zwischen mir und Gerda, du verstehst . . .»

Er verstummte. Röte überlief seine Wangen. Ich suchte seine Augen, um darin zu lesen, doch er wich mir aus. Da wusste ich plötzlich, was ihn bedrückte. Wie eine Eingebung kam es über mich, die jeden Zweifel ausschliesst: Gerda bekam ein Kind von ihm!

Mir war, als ob ich in einen Abgrund taumelte. Doch ich liess mir nichts anmerken. Roberts Augen hatten mich getäuscht. Seine Keuschheit war Trug, ein Wahn, an dem ich, weiss Gott warum, in kindlicher Einfalt festgehalten.

«Es ist eine sehr unangenehme Sache», vernahm ich, wie von weit her, Roberts Stimme. «Vielleicht kannst du mich verstehen, weisst mir einen Rat . . .»

Ich fühlte, wie sich meine Hand, gleichsam ohne mein Zutun, abwehrend hob. Eine fremde Stimme sprach aus mir: «Bitte sag nichts. Jetzt nicht! Ein andermal . . . sag mirs bitte ein andermal . . .»

Ich bemerkte kaum den erstaunten Blick, der mich aus Roberts Augen traf. Er wunderte sich wohl, dass ich ihn nicht anhören wollte. Aber ich war zu tief gekränkt. Ich kam mir betrogen vor, in meinem Glauben an Roberts knabenhafte Reinheit betrogen. Dass er dieses Kind nicht haben wollte, was mir der tiefere Grund seines Kummers zu sein schien, änderte nichts an meiner Enttäuschung.

Verstört schloss ich mich in mein Zimmer ein. In der Stille versuchte ich, einen nüchternen Blick über das Geschehene zu gewinnen. Wenn ich es recht bedachte, hatte, was Robert und Gerda anging, mit unserer Freundschaft nichts zu schaffen. Doch das Wort Freundschaft schwamm wie ein leeres Boot auf den Wogen meiner Gedanken. . .

Ein Gefühl von Hass glomm in mir auf. Hass auf mich selbst, dem die Natur zugleich mit dem Wunsch nicht auch die Fähigkeit verliehen, Robert glücklich zu machen . . .

Ich erschrak vor dem Blick, den diese Ueberlegung im Bereiche des unbewusst Gefühlten auftat. Ehe ich den zögernden Schritt in mich selbst fortzusetzen vermochte, klopfte es. Robert stand an der Tür! Ohne meine Aufforderung abzuwarten, trat er ins Zimmer.

«Ich . . . ich muss es dir sagen!» begann er, wie einer, der den gefassten Mut zu einem unangenehmen Vorhaben nützen will, ehe er ihn wieder verlässt.

Er erfasste die Lehne des Stuhls, der zwischen uns stand, als ob er sich daran festhalten müsste. Welch schöne Hände er hat, ging es mir zusammenhanglos durch den Sinn. Kraftvoll die Gelenke, edel gebildet die Finger, von gesunder brauner Haut straff überspannt. Wie er selbst, so strömten auch seine Hände Vertrauen aus. Man konnte sich auf sie verlassen. Betroffen gewahrte ich, wie alles, was mir an Robert gefiel, den dumpfen Schmerz in meinem Inneren neu entflamnte.

«Gerda bekommt ein Kind von dir, nicht wahr?» hörte ich mich fragen. Es tat vielleicht weniger weh, wenn ich seine Erklärung vorweg nahm.

Roberts Finger begannen knöchelweiss zu schimmern. Wie ein Ertrinkender klammerte er sich an der Lehne fest.

Er schüttelte den Kopf. «Sie kann gar keines bekommen. Wenigstens nicht von mir».

«Kann keines bekommen?» Ich war verduzt. «Ja, aber... dein seltsames Verhalten. Ich war überzeugt, zwischen Gerda und dir...»

Robert schnitt mir mit einer kurzen Handbewegung das Wort ab.

«Was du dir einredest!»

Ich verstand gar nichts mehr. Erst als Robert langsam zu erklären begann, dämmerte mir die Erkenntnis, dass es etwas ganz anderes war, was zwischen ihm und Gerda vorgefallen war. Genau gesagt, es war nichts vorgefallen. Und eben das war es, was Robert quälte.

«Denke dir, du liegst mit einem Mädchen im Bett», sagte er. «Ihr seid beide bereit. Aber immer wenn es geschehen soll, ist ein Knacks in deinem Kopf und du weisst, dass es nicht geschehen kann!»

Sein Gesicht war rot, wie das eines zornigen Knaben, dem sein Spielzeug nicht gehorcht. Er hatte die Lehne losgelassen und starrte zum Fenster hinaus, als geniere er sich vor mir.

Es war auch zu seltsam: dieser grosse, starke Bursche, an dem alles von praller Männlichkeit strotzte, und ein solches Versagen...

Und doch, ich war nicht einmal so sehr überrascht, wie ich es hätte sein sollen. Hatte nicht ein feiner Spürsinn meinen Glauben an Roberts Keuschheit wachgehalten, bis falsch gedeutete Aeusserlichkeiten mich zu meinen Fehlschlüssen verführten?

Ich weiss nicht mehr, womit ich das peinlich gewordene Schweigen zwischen uns endlich brach. Sicher ist, dass ich Robert zu trösten versuchte. So etwas käme bei jungen Leuten häufiger vor, als man denke, sagte ich. Ich hätte es jedenfalls gelesen. Im Grunde sei es nichts weiter als ein simpler Komplex, den er eines Tages bestimmt überwunden haben würde.

Ich bagatellierte seine Schwierigkeiten, wohl in der Absicht, die heimliche Freude, welche mich darüber zu erfüllen begann, nicht allzu gross werden zu lassen. Denn wie sehr es mich glücklich machte, zu wissen, dass Robert mir in punkto Frauen nichts voraus hatte, so sehr schmerzte es mich, dass ihn seine Natur immerhin zu Gerda getrieben hatte...

Als wir uns trennten, sagte Robert, es wäre wohl am vernünftigsten, wenn er Gerda erst nach längerem zeitlichen Abstand wieder begegnete. Ich gab ihm recht. Mit Gewalt wäre in einem solchen Fall gewiss nichts auszurichten...

Er schlug mir vor, ihn am folgenden Wochenende bei einer Bergtour zu begleiten, die er unternehmen wolle, um seinen inneren Frieden wieder zu erlangen. Ich war einverstanden.

Wir wanderten ein enges Tal entlang. Ein munter plätschernder Bach entthob uns eigener Unterhaltung. Wir wanderten den ganzen Tag lang, ohne Ziel anscheinend, aber doch von einem sicheren Instinkt geleitet. Tief unten erblickten wir das Tal, vom Glast des ausgelösten Nebels silbrig übersponnen. Klein und bedeutungslos schien alles, was uns unten beschwerte. Allmählich heiterte sich Roberts Gemüt auf und als wir abends auf einer stillen Alm Platz in einer Sennwirtschaft fanden, war er wieder ganz der Alte. Im Zimmer des Stallburschen, der mit einem kranken

Tier ins Tal unterwegs war, stand nur ein Bett. Die Frau legte frische Wäsche auf und wünschte uns eine gute Nacht.

Als wir nebeneinander im Bett lagen, noch ganz durchdrungen von der Wärme des vergangenen Tages und der Schlaf schon im Raum zu schweben schien, flog mir, wie ein dunkler Vogel, der Gedanke durch den Kopf: «So liegt er bei Gerda, und dann . . .»

Es war ein quälender Gedanke, weniger in Bezug auf das, was nicht zustande kam, als auf die Tatsache, dass Robert mit einer Frau im Bett lag.

«Woran denkst du?» schreckte mich seine Stimme auf.

«An — an gar nichts», log ich.

«Man kann nicht an gar nichts denken.» Robert drehte sich zu mir herum: «Du denkst, wie das ist, wenn ich bei Gerda liege?»

Ich schwieg beklommen. Sein Atem streifte mir leis übers Gesicht. Sein Haupt lag ganz nahe dem meinen auf dem Kissen. Die frische Wäsche hüllte uns in ihren angenehmen Duft. Trotz der Finsternis glaubte ich, Roberts Antlitz klar vor mir zu sehen: Die schönen Bögen der Augenbrauen, die leicht hervortretenden Backenknochen, Vermächtnis seiner aus dem Baltikum stammenden Vorfahren, das kraftvolle, von Bartwuchs dunkel getönte Kinn, die männlich knapp konturierten Lippen.

Plötzlich überfiel mich ein unwiderstehliches Verlangen, Roberts Lippen auf meinem Mund zu fühlen. Wie eine Flamme schlug es aus mir und zugleich durchlief eine nie zuvor gefühlte Erregung meinen Körper, jeder Nerv spannte sich wie die Saite eines Instruments, das nur einer leisen Berührung bedarf, um zu erklingen.

Erschrocken über meine Gefühle, versuchte ich, heimlich aus Roberts Nähe fortzurücken. Doch es gelang mir nicht! Wie von ungefähr legte sich seine Hand auf meine Schulter, glitt abwärts in den Nacken, absichtslos anscheinend, aber doch mich festhaltend.

«Es ist doch seltsam» hörte ich Roberts Stimme durch meine wie von Wein- genuss benebelten Sinne dringen, «bei Gerda ist in einer solchen Situation stets jener Knacks da. — Bei dir . . .» Er rückte ganz nahe an mich heran, als müsste er seine Stimme für das, was er mir zu sagen hatte, ganz leise machen, damit niemand, ausser mir, es hören konnte. Da war aber der Abstand zwischen uns beiden schon so gering, dass kein Raum für ein weiteres Wort blieb. Es hätte aber zu diesem Zeitpunkt ohnedies keines Wortes mehr bedurft, um mich das, was Robert mir anvertrauen wollte, wissen zu lassen . . .

Eine Quelle brach ans Licht, die in den verborgenen Tiefen unseres Wesens heimlich gewachsen war, bis ihre Kraft ausreichte, alle Hemmungen hinweg zu spülen und ihren vorbestimmten Weg durchs Dasein zu nehmen.

. . . Einen Weg, der fern von Gerda durchs rätselvolle Land jener oft missdeuteten, mit Schande und Fluch beladenen Liebe führte, die aber ebenso im Willen der Natur liegen muss, wie die verschiedenartigen Formen, Farben und Düfte der Blumen, die auch alle aus ein und derselben schwarzen Erde hervorblühen. —

HERBERT

*

Diese Kurzgeschichte wurde beim letztjährigen Wettbewerb mit dem 3. Preis ausgezeichnet.